

(Nachdruck verboten.)

73)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Das Verbrechen Djewkins war sehr sonderbar. Wie er selbst Rechljudow erzählte, hatte nicht er, Matar, die That begangen, sondern „Er“, der Böse. Zu Matars Vater, erzählte er, kam ein Reisender und mietete für zwei Rubel ein Fuhrwerk nach einem vierzig Werst entfernten Dorf. Der Vater befahl Matar, den Reisenden zu fahren. Matar spannte das Pferd an, kleidete sich an und begann mit dem Reisenden Thee zu trinken. Beim Thee erzählte der Reisende, er gehe hin, sich zu verheiraten und führe fünfhundert Rubel bei sich, die er in Moskau verdient habe. Als Matar das vernommen, ging er auf den Hof und legte ein Beil in den Schlitten unter das Stroh. „Weiß selbst nicht, warum ich das Beil nahm,“ erzählte er. „Nimm das Beil,“ sagt „Er“, und ich nahm es. Setzen uns, fahren los. Fahren, kommt nichts. Ich hatte das Beil fast vergessen. Erst als wir an das Dorf herankommen — an die sechs Werst waren's noch. Vom Dorf land auf die große Straße führte der Weg einen Berg hinan. Ich stieg ab, gehe hinter dem Schlitten, „Er“ aber flüstert: „Was denkst Du eigentlich? Fährst den Berg hinan, auf der großen Straße sind Leute, und dort ist das Dorf! Er nimmt das Geld mit fort; wenn Du es thun willst, thu es jetzt — warten giebt's nicht.“ Ich beugte mich über den Schlitten, als ob ich das Stroh zurechtlegen wollt; das große Beil aber sprang mir wie von selbst in die Hand. Er blickte sich um. „Was machst Du?“ sagte er. Ich schlang das Beil, wollte zuschlagen, er aber, ein starker Mann, sprang vom Schlitten und packte mich an der Hand. „Was machst Du, Bösewicht?“ sagte er. Warf mich in den Schnee, und ich wehrte mich nicht, ergab mich. Er band mir die Hände mit dem Leibgurt, warf mich in den Schlitten. Brachte mich stracks ins Gericht. Da wurde ich ins Gefängnis geworfen und verurteilt. Die Gemeinde stellte mir ein gutes Zeugnis aus, daß ich ein braver Mensch und nichts Schlechtes an mir zu bemerken gewesen wäre. Die Herrschaft, bei der ich gelebt, lobte mich auch; aber um einen „Affaten“ zu nehmen, war kein Geld da,“ sagte Matar, „und deswegen haben sie mich zu vier Jahren verurteilt.“

Und jetzt teilte dieser selbe Mensch im Wunsche, einen Landsmann zu retten, obwohl er wußte, daß er dadurch sein Leben aufs Spiel setzte, dennoch Rechljudow ein Sträflingsgeheimnis mit, wofür man ihn, sobald herauskam, daß er es gethan, sicherlich erwürgen würde.

### Rehntes Kapitel.

Der Raum für die politischen Verbrecher bestand aus zwei kleinen Zellen, deren Thüren auf einen abgetrennten Teil des Korridors hinausführten. Beim Eintritt in diesen abgetrennten Teil des Korridors erblickte Rechljudow Simonson mit einem Zichtenschein in der Hand, wie er in seiner Jacke vor der zitternden, von der Hitze angezogenen Thür des geheizten Ofens in der Ecke saß.

Als er Rechljudow bemerkte, reichte er ihm mit einem Blick unter seinen überhängenden Brauen hervor die Hand, ohne aus seiner hochenden Stellung aufzustehen.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, ich muß Sie sprechen,“ sagte er mit bedeutungsvoller Miene und blickte Rechljudow gerade in die Augen.

„Was giebt es denn?“ fragte Rechljudow.

„Nachher. Jetzt bin ich beschäftigt.“

Und Simonson machte sich wieder an den Ofen, den er nach seiner besondern Theorie mit möglichst geringem Verlust von Kalorien heizte.

Rechljudow wollte schon in die erste Thür treten, als aus der zweiten Thür, gekrümmt, mit einem Wadequast in der Hand, mit dem sie einen großen Haufen Schmutz und Staub an den Ofen heransahob, die Maslowa trat. Sie war in weißem Leibchen, aufgeschürztem Rock und Strümpfen. Ihr Kopf war bis zu den Brauen wegen des Staubes mit einem weißen Tuch umwickelt. Beim Anblick Rechljudows richtete sie sich auf, legte ganz rot und lebhaft den Quast

hin, wischte die Hände am Rock ab und blieb gerade vor ihm stehen.

„Bringen Sie das Zimmer in Ordnung?“ sagte Rechljudow und reichte ihr die Hand.

„Ja, meine altgewohnte Beschäftigung,“ sagte sie und lächelte. „Ein ganz unglaublicher Schmutz. Wie haben wir nicht schon reingemacht!“

„Nun, ist das Plaid trocken?“ wandte sie sich an Simonson. „Beinah,“ sagte Simonson und sah sie mit einem eigentümlichen, Rechljudow überraschenden Blick an.

„Nun, dann hole ich ihn und bringe die Pelze zum Trocknen. Unfre Leute sind alle hier,“ sagte sie zu Rechljudow im Weitergehen und deutete auf die nächste Thür.

Rechljudow öffnete die Thür und trat in eine kleine Zelle, die von einer kleinen, niedrig auf der Britsche stehenden Metalllampe erleuchtet war. In der Zelle war es kalt, und es roch nach liegengeliebenem Staub, nach Feuchtigkeit und Tabak. Die Blechlampe beleuchtete hell die nächste Umgebung, aber die Britschen waren im Dunkeln, und an den Wänden gingen schwankende Schatten.

In der kleinen Zelle waren alle zugegen, mit Ausnahme zweier Männer, die für die Verpflegung sorgten und heißes Wasser und Vorrat holten. Da war die alte Bekannte Rechljudows, die noch magerer und gelber gewordene Wjera Jefremowna mit ihren übermäßig großen erschreckten Augen und der unterlaufenen Ader auf der Stirn, im grauen Leibchen und mit kurzem Haar. Sie saß vor einem Stück Zeitungspapier mit darauf ausgestreutem Tabak und stopfte diesen mit hastigen Bewegungen in Cigarettenhülsen.

Hier war auch eine der Rechljudow sympathischsten weiblichen politischen Verbannten, Emilia Ranzewa, der man den äußern Haushalt übertragen hatte, welchem sie auch unter den allerschwierigsten Verhältnissen etwas Häusliches und weiblich Anziehendes verlieh. Sie saß neben der Lampe und spülte mit aufgestreiften Ärmeln über den verbrauchten, hübschen und geschickten Händen Becher und Tassen aus und stellte sie auf ein Handtuch, das auf der Britsche ausgebreitet war. Die Ranzewa war ein nicht hübsches junges Mädchen mit verständigem und schüchternem Gesichtsausdruck, der die Eigenschaft hatte, beim Lachen sich plötzlich zu verwandeln und fröhlich, mutig und bezaubernd zu werden. Sie begrüßte jetzt Rechljudow mit solchem Lächeln.

„Wir dachten, Sie wären schon ganz nach Rußland abgereist,“ sagte sie.

Ebenfalls im Schatten, in einem entfernten Winkel, war auch Marja Pawlowna, die mit einem kleinen weißköpfigen Mädchen beschäftigt war, das mit seinem lieben Kinderstimmchen unaufhörlich stammelte.

„Wie schön, daß Sie gekommen sind! Haben Sie Katja gesehen?“ fragte sie Rechljudow. „Sehen Sie, was wir für einen Gast haben.“ Damit deutete sie auf das Mädchen.

Daß war auch Anatol Krylow. Abgemagert und blaß, mit untergeschlagenen Füßen, die in Filzstiefeln steckten, saß er gekrümmt und zitternd in einer entfernten Britschenecke, hatte die Hände in die Ärmel seines Halbpelzes geschoben und sah Rechljudow mit fieberhaften Augen an. Rechljudow wollte zu ihm gehen, aber rechts von der Thür sah ein krausköpfiger, rötlicher Mensch mit einer Brille und in einer Guttaperchajade, der etwas in seinen Reisefack packte und mit der hübschen, lächelnden Grabez plauderte. Er hieß Nowodworow, und Rechljudow beeilte sich, ihn zu begrüßen. Er beeilte sich besonders, das zu thun, weil von allen Politischen dieser Abteilung nur dieser eine Mensch ihm unangenehm war. Nowodworow blinzelte mit seinen blauen Augen durch die Brille Rechljudow an und reichte ihm mit finsterner Miene seine schmale Hand.

„Na, macht das Reisen Vergnügen?“ fragte er augenscheinlich ironisch.

„Ja, es ist sehr interessant,“ antwortete Rechljudow, der sich den Anschein gab, als bemerkte er die Ironie nicht, sondern hielte sie für Liebenswürdigkeit und trat zu Krylow.

Neuerlich trug Rechljudow Gleichmuth zur Schau, im Herzen war ihm aber Nowodworow durchaus nicht gleichgültig. Diese Worte Nowodworows, sein augenscheinlicher Wunsch, etwas Unangenehmes zu sagen und zu thun, störten Rechljudow in der seelenguten

Stimmung, in der er sich befand. Ihm wurde verdrießlich und traurig zu Mute.

„Wie geht's denn mit der Gesundheit?“ sagte er, die kalte, zitternde Hand Krylow's drückend.

„Es geht so, nur werde ich nicht warm; bin durch und durch naß“, sagte Krylow und steckte schnell die Hand in den Kermel des Halbpelzes. „Hier ist auch eine Hundekälte. Da haben sie die Scheiben zertrümmert.“ Er deutete auf das an zwei Stellen zertrümmerte Fenster vor dem Eisengitter. „Warum waren Sie nicht hier?“

„Man läßt mich nicht hinein, die Vorgesetzten sind streng. Erst heute hat sich der Offizier zugänglich gezeigt.“

„Schön zugänglich“, sagte Krylow. „Fragen Sie Mascha, was er heute morgen gethan hat.“

Maria Pawlowna erzählte, ohne von ihrem Platz aufzustehen, was morgens beim Ausmarsch aus der Station mit dem kleinen Mädchen passiert war.

„Meiner Meinung nach müßte man unbedingt gemeinsam dagegen protestieren“, sagte Wjera Zefremowna in entschlossenem Ton und blickte gleichzeitig unentschieden und furchtsam bald diesem, bald jenem in das Gesicht. „Wladimir hat protestiert, aber das genügt nicht.“

„Wieo protestieren?“ brachte Krylow mit ärgerlichem Stimmrunzeln hervor. Offenbar hatten der unnatürliche, gekünstelte Ton und das nervöse Wesen Wjera Zefremownas ihn schon längst erregt. „Sie suchen Katja?“ wandte er sich an Melchjudow. „Sie arbeitet beständig, kehrt aus. Das hat sie ausgekehrt — unser Männerzimmer; jetzt das Zimmer der Frauen. Nur die Glöhe kehrt sie nicht aus, die fressen einen bissele. Was macht denn aber Mascha da?“ fragte er und deutete mit dem Kopfe nach der Ecke, in welcher Maria Pawlowna war.

„Sie käumt ihre Ziehtöchter“, sagte die Kanzewa.

„Läßt doch kein Ungeziefer auf uns los?“ sagte Krylow.

„Nein, nein, ich posse auf. Sie ist jetzt nett sauber“, sagte Maria Pawlowna. „Nehmen Sie sie“, wandte sie sich an die Kanzewa. „Ich gehe hin und helfe Katja. Und bringe ihm auch das Plaid.“

Die Kanzewa nahm das Mädchen, drückte die nackten, weichen Händchen des Kindes mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich, setzte die Kleine auf ihren Schoß und gab ihr ein Stück Zucker.

Maria Pawlowna ging hinaus, und hinter ihr traten zwei Menschen mit kochendem Wasser und Essen in die Zelle.

### Elftes Kapitel.

Einer der Eintretenden war ein nicht großer, hagerer junger Mensch im übergezogenen Pelz und in hohen Stiefeln. Er ging mit leichten und schnellen Schritten, trug zwei dampfende große Theekessel mit heißem Wasser und hielt unterm Arm ein Brot, das in ein Tuch eingewickelt war.

„Nun, da ist ja auch unser Fürst erschienen“, sagte er, stellte die Theekessel zwischen die Tassen und gab das Brot der Maslowa. „Wunderbare Sachen, die wir da erstanden haben“, meinte er, nahm den Halbpelz ab und schleuderte ihn über den Kopf hinweg in eine Britschenecke. „Marcell hat Milch und Eier gekauft: wird der reine Ball heute werden. Cyrillowna aber pflegt unentwegt ihrer ästhetischen Reinheit“, sagte er lächelnd, mit einem Blick auf die Kanzewa. „Nun, jetzt gieß aber Thee auf.“ wandte er sich an sie.

Das ganze Aeußere dieses Mannes: seine Bewegungen, der Klang seiner Stimme, sein Blick — alles atmete mutige Zuversicht und Fröhlichkeit. Der andre Eintretende dagegen — auch ein nicht großer, knochiger Mann mit sehr vortretenden Nackenknochen im grauen, mageren Gesicht, schönen grünlichen, weit auseinanderstehenden Augen und dünnen Lippen — war ein Mensch von finstern und verdrießlichem Aussehen. Er hatte einen alten wattierten Paletot und Stiefel mit Galoschen an. Er trug zwei Töpfe und zwei Gefäße aus Birkenrinde. Nachdem er seine Bürde vor der Kanzewa hingesezt hatte, verneigte er sich vor Melchjudow mit dem Halse, so daß er, in gebückter Stellung, fortwährend nach ihm hinblickte. Dann reichte er ihm widerwillig die schweißige Hand und begann zögernd den Vorrat aus dem Korb zu nehmen und aufzustellen.

Diese beiden politischen Gefangenen waren Leute aus dem Volk: der erste war der Bauer Nabatow, der zweite ein Fabrikarbeiter, Marcell Kondratjew. Marcell war in die politische Bewegung erst als bejahrter Mann von fünfundsiebzig Jahren hineingeraten; Nabatow dagegen schon mit achtzehn Jahren. Aus der Dorfschule infolge seiner hervorragenden

Fähigkeiten auf das Gymnasium gelangt, hatte Nabatow während der ganzen Zeit seinen Unterhalt durch Unterrichtsstunden bestritten und das Gymnasium mit der goldenen Medaille absolviert, bezog aber nicht die Universität, weil er schon in der siebenten Klasse beschloß, unter das Volk zu gehn, aus dem er hervorgegangen war, um seine vergessenen Brüder aufzuklären. Und so handelte er auch: zuerst ging er als Schreiber in ein großes Dorf, wurde aber bald verhaftet. Das erste Mal wurde er acht Monate im Gefängnis festgehalten und nach Stellung unter Polizeiaufsicht entlassen. Als bald nach seiner Freilassung zog er in ein andres Dorf in einem andern Gouvernement. Wieder wurde er festgenommen und dieses Mal ein Jahr und zwei Monate im Gefängnis behalten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chinas Seiden-Industrie.

Von Max Berg.

Aus chinesischen Quellen läßt sich ermitteln, daß in China die Seide bereits 4000 v. Chr. bekannt war und gebraucht wurde; es war nicht gerade der Sinn für Luxus, welcher in späterer Zeit die allgemeinere Benutzung und Verarbeitung der Seide hervorrief, sondern das Bedürfnis nach einer besseren Kleidung überhaupt, als sie damals in Gebrauch war. Dort hat bis in die neueste Zeit die Seide den Wert gehabt und die Stellung eingenommen, wie etwa in Griechenland und Germanien vor Alters der Flach, denn den Chinesen stand kein anderer Spinnstoff in ihrem Reich in so reichlicher Menge zur Verfügung als die Seide. Mit der Stellung Chinas im heutigen Welthandel hat sich dieser Umstand freilich bedeutend geändert; es hat heute die Seide nicht mehr den Charakter eines allgemeinen Gebrauchsobjekts, sondern dieselbe nimmt die Stelle des ersten Handelsartikels ein; es fallen vom Gesamtwert der Ausfuhr ca. 37 Proz. auf Seidenwaren.

Bei dem Einfluß, welchen China als Hauptexportland der Seide auf dem Markt ausübt, ist es erklärlich, wenn über die dortige Verbreitung der Seidenzucht fast allgemein irrige Ansichten verbreitet sind, dahingehend, daß die Seidenproduktion über ganz China ausgedehnt wäre. Das trifft jedoch keinesfalls zu; im Gegenteil ist es fast auffällig, daß bei Betrachtung der verschiedenen Distrikte, welche den Markt Kantons mit ihren Stapelartikeln versehen, man die Wahrnehmung macht, daß das bei weitem wichtigste Produkt, die Seide, einem verhältnismäßig sehr beschränkten Gebiete angehört, welches das zwischen Kanton und Malakka sich erstreckende Flußdelta bedeckt und kaum größer ist als eines der sächsischen Herzogtümer. Es ist dies zweifellos der fruchtbarste Ländersrich der Provinz und einer der reichsten ganz Chinas.

Der Kreis Schun-te ist wegen seiner Seidenzucht ganz besonders berühmt und die gleichnamige Stadt ist ein bedeutender Seidenmarkt. Die Namen der tantonesischen Rohseide beziehen sich meist auf Marktflecken und Dörfer in der Nähe von Schun-te. Hier werden die rohen Seiden von den kleinen Bauern und Pächtern zunächst auf den ersten Markt gebracht, wo sie von größeren Unternehmern aufgekauft, um an bestimmten Markttagen nach Kanton an die mit fremden Häusern in Verbindung stehenden Seidenhändler konsigniert zu werden. Die Reise von den Produktionsplätzen nach Kanton nimmt nur wenige Stunden, höchstens eine Nacht in Anspruch.

Die Gewinnung der Seide, die eigentliche Seidenraupenzucht liegt, wie schon angedeutet, meist in Händen kleiner Bauern und Pächter, ist sozusagen Hausindustrie; jeder Bauer richtet während der Zuchtzeit das obere Stockwerk seines Hauses für diese Industrie ein. Die Gespinne, auf denen das Lager für die Würmer bereitet wird, besteht häufig aus zwei gegenüberstehenden Leitern, auf deren Sprossen von einer Leiter zur andern Bambusstäbe gelegt werden, über welche Bambusmatten ausgebreitet sind, die das eigentliche Lager der Würmer bilden. Diese werden in großen runden Körben (2 Fuß Durchmesser), welche mit einem nur 1 Zoll hohen Rand versehen sind, transportiert. Die Gefäße, auf welchen die Würmer ihre Einympfung vollziehen, bestehen aus Büscheln von dünnen Zweigen oder Stroh, welche horizontal auf die Gespinne gelegt werden.

In einzelnen Orten bedient man sich als Unterlage auch statt Bambusmatten der Strohmatte, indem man dieselben an den Enden umbiegt, so daß sie einen Rand von zwei Zoll Höhe bilden. Auf diese Matten werden dann kleine gebogene Bambusstäbchen gegeneinander gestellt, so daß sie kleine tonische Hügel bilden, auf welchen die Würmer dann spinnen. Das Ausklopfen der Würmer ist je nach der Lage des Orts und der umgebenden Verhältnisse verschieden, und es dauert die Zeit bis zur Vollendung des Cocons ungefähr 32 Tage.

Die Räume, in denen die Zucht stattfinden soll, müssen möglichst geräumig und luftig sein, jedoch soll, wenn irgend möglich, die Front nach Osten oder Norden liegen, damit man am Tage die Thüren oder Fenster öffnen kann, ohne daß die Sonnenstrahlen einbringen, da die Würmer die Dunkelheit lieben. Die Temperatur soll stets gleichmäßig, 60 bis 70 Grad Fahrenheit gehalten sein, und

## Kleines Heuiletton.

muss bei ungünstiger Witterung sogar künstlich durch Feuer auf diese Höhe gebracht werden.

Zur Fütterung der Raupen werden die Maulbeerblätter gewaschen und tüchtig getrocknet und je nach dem Stande der Entwicklung der Raupen feiner oder gröber geschnitten. Die Uebergänge zu den einzelnen Häutungen, deren gewöhnlich vier stattfinden, äußern sich bei den Raupen in Mattigkeit, und sobald Anzeichen vorhanden sind, daß die Würmer zum erstenmale zu schlafen anfangen wollen, ist ein sofortiges Wechseln der Lagerung nötig. Zu diesem Zweck ein Reg mit Plättern darüber gebreitet; die noch in der Entwicklung rückständigen, lebensträchtigen kriechen hoch und die schlafenden und schwachen bleiben auf dem Boden zurück; auf diese Weise läßt sich ein sorgfältiges Sortieren durchführen.

Nachdem die Würmer das Gesträuch, welches zur Einpuppung dient, erstriegen haben, wird dasselbe an eine erhöhte Stelle gebracht, wo es bis zur Vollendung der Cocons gelassen wird. Sobald dieselben fertig sind, werden sie an der Luft getrocknet. Das Töten der eingesponnenen Würmer geschieht durch Hitze, Aussetzen an Sonnenstrahlen oder Kohlenfeuer; zurück bleiben nur einzelne zur Samenzucht.

In enger Verbindung mit den Rohseide erzeugenden Distrikten steht eine Anzahl kleiner Städte und Dörfer zwischen Kanton und Fuzhou, in denen Tausende von Webern und Posamentierern mit der Anfertigung von Seidenwaren beschäftigt sind, von denen manches nach Europa, mehr nach Indien, die große Masse jedoch nach den nördlichen chinesischen Häfen verschifft wird. In Kanton selbst befindet sich eine große Anzahl Webstühle, und die einzelnen Produkte zeigen uns, zu wie hoher Entfaltung auch mit primitiven Mitteln ein Industriezweig in den Händen eines fleißigen und kunstfertigen Volks kommen kann. Es giebt keine größere Anerkennung der Leistungen der ostasiatischen Kunstweberei als das Urteil des sachverständigen Preisrichters auf der Wiener Welt-Ausstellung, des Handelskammer-Präsidenten H. Heimendahl in Bresfeld.

„Man mag“, so schreibt Heimendahl in seinem Bericht über Seiden und Seidenwaren, „noch so sehr geneigt sein, über vieles Barleste und Bizarre im Dessin, über allerlei eigentümliche Stilrichtungen den Kopf zu schüttele, alle die Unschönheiten werden gleichsam veredelt durch einen gemeinsamen Zug, der überall zu finden ist, die Lust und Ausdauer in der Arbeit. Aber neben diesen Excentricitäten macht sich andererseits wiederum ein so feiner Sinn für Form und Farbe geltend, zeigt man uns Stoffe in den zarresten gebrochenen Tönen, in den anmutigsten Dessins, in Ornamenten mit Gold und Silber gemischt, welche die Natur nicht nachbilden, sondern nur benutzen zu phantastischen Reubildungen, so daß sie alles übertreffen, was die europäische Kunstweberei zur Ausstellung brachte.“

Dieses Urteil ist doppelt hoch anzuschlagen, wenn man in Betracht zieht, daß fast alle unsre modernen technischen Errungenschaften diesem Volke zugleich fehlen, seine Hilfsmittel, seine Arbeitsinstrumente sich fast noch in dem Zustande befinden, wie sie vor mehr als tausend Jahren schon gewesen sind. Auch in jüngster Zeit bot die Musterausstellung der ostasiatischen Kommission im Reichstagsgebäude zu Berlin Gelegenheit, die Kunstfertigkeit der Chinesen zu bewundern. Kombinationen von Weberei und Malerei zeigten einige durch eine ausnahmsweise sanfte Abtönung der einzelnen Farben sich auszeichnende Wandbilder; in diesem war auf der straff ausgespannten Kette das Bild, eine Landschaft, in decenten Farben gemalt. Dadurch, daß diese an sich schon matten Farben beim späteren Vermalen mit weißem Schuß nochmals in ihrer Wirkung durch Untermischung weißer Schußwulle beeinflusst wurden, entstand dann das eigenartige Kolorit des Ganzen.

Die Erzeugnisse der Sammetweberei waren nicht minder interessant. Abgesehen davon, daß es uns kaum möglich sein dürfte, mit unsrer hochentwickelten Technik die Farbenpracht auch nur annähernd zu erreichen, ist die Herstellungsweise, besonders der Wandgemälde, eine wirklich künstlerische. Von einer sehr dicht gearbeiteten weißen Seidenkette wird ein glatter Friß (nicht geschnittener Sammet) hergestellt; als Nuten nach unserem Begriff werden runde Kupferdrähte eingewebt, die vorläufig im Gewebe bleiben, also ein weißes Ripsgewebe darstellen. Dieses Rohgewebe wird von Künstlerhand bemalt und später stellenweise durch Schaben mit einem sehr scharfen Messer auf der Oberseite der Kupferdrähte in geschnittenem Sammet umgewandelt. Werden nach Vornahme dieser Prozedur dann die Kupferdrähte ausgezogen, so hat man ein in jeder Beziehung musterträgliches Jaquardsammetgewebe vor sich. Die Eleganz, mit welcher die Hersteller dieser Ware es verstehen, das Ineinanderwirken der Farbe auf Zug und Schnitt abzuwägen, kann unsern besten Textildesignern als Vorbild dienen.

Die Stidereien aus China und Japan sind in fast allen Museen Gegenstand der Bewunderung, doch dürften alle diese Stücke noch von einem bei dieser Gelegenheit ausgestellten Wandgemälde übertroffen werden. Dasselbe stellte eine Waldgruppe dar und hat einer Arbeitszeit von 28 Monaten bedurft, dabei war der Preis nur auf 600 M. angegeben. Ein zweites solches Bild stellte eine Landschaft mit See dar, an dessen Ufer unter Bäumen ein kleines Fahrzeug steht; im Hintergrunde erhebt sich ein gewaltiger Bergkegel. Die auf dieses Bild verwendete Arbeitszeit war mit 14 Monaten angegeben. —

ck. Der „schreiende Phonograph“. Mit einem Phonographen, der so laut spricht, daß jedes Wort in einer Entfernung von 10 englischen Meilen (16 Kilometer) gehört werden kann, sind jetzt, wie ein Londoner Blatt berichtet, in Brighton Versuche angestellt worden. Wenn man einen Satz leise in das kleine röhrenförmige Mundstück der Maschine flüstert, so wiederholt dieselbe ihn in Tönen, die bestäubender sind als Dampfsignale. Trotzdem ist jedes Wort vollkommen verständlich und ein 10 Meilen entfernter Stenograph kann die Mitteilung mit derselben Leichtigkeit niederschreiben, als ob man sie ihm in demselben Zimmer diktirt. Die Maschine ist eine Erfindung von Horace S. Short in Brighton. Sie steht wie ein gewöhnlicher Phonograph aus und hat eine große Trompete, die vier Fuß lang ist. Innerhalb dieser Trompete befindet sich ein kleiner, sehr empfindlicher Mechanismus, der ungefähr den Eindruck einer Pfeife macht — die Zunge der Maschine. Anstatt daß die hineingesprochenen Worte wie gewöhnlich auf Wachs genommen werden, ist eine Saphirnadel konstruiert, um die Punkte, welche die Tonvibrationen darstellen, auf einen silbernen Zylinder einzuschneiden, und wenn die Nadel ein zweites Mal über das Metall dahinfährt, so bringen die Vibrationen in der Pfeife eine Reihe von Luftwellen hervor; die Maschine wird zu einer sprechenden Sirene, welche die menschliche Stimme in ein betäubendes Geräusch verwandelt. Zu den Versuchen wurde das Instrument auf das Dach des Laboratoriums gestellt und eine Anzahl Sätze in dasselbe hineingesprochen. In einer Entfernung von zehn Meilen wurden die Töne deutlich von einer großen Menge Leuten gehört; jedes Wort war verständlich. Bei einem zweiten Versuch mit günstigem Wind konnte eine Mitteilung in einer Entfernung von 12 Meilen stenographisch aufgenommen werden. Ueber das Wasser hin tragen die Töne noch weiter. Wenn der Phonograph auf einem Leuchtturm oder Leuchtschiff untergebracht würde, so könnte er eine mildliche Warnung geben, die weit wirksamer sein würde, als Nebelhörner und Knallsignale, wie sie gegenwärtig im Gebrauch sind. Die Maschine könnte auch Konzerte im Freien geben, die von Tausenden mitangeführt werden können, oder Reinigkeitsanweisungen aussprechen, die über allem Lärm des täglichen Verkehrs und den mannigfachen Geräuschen in einer großen Stadt gehört werden würden. —

— Weibliche Aerzte im Mittelalter. Im Mittelalter suchte man die männlichen Aerzte möglichst von dem weiblichen Geschlecht fernzuhalten. So war es den Aerzten nach den westgotischen Gesetzen des 6. Jahrhunderts ausdrücklich verboten, den Frauen in Abwesenheit ihrer Verwandten die Ader zu schlagen. In den deutschen Städten finden sich im Mittelalter neben den Hebammen noch andre arzneiliebige Frauen. In Mainz wird ein derartiger weiblicher Arzt, schreibt H. Peters in seinem jüngst erschienenen Buch über die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit, im Jahre 1288 erwähnt, und nach einer Nachricht vom Jahre 1394 half in Frankfurt die Tochter eines Arztes die verwundeten Soldner „arzten“. In Frankfurt werden weiter während des ganzen Mittelalters jüdische Aerztinnen genannt. Im Anfange des 15. Jahrhunderts genos dort eine jüdische Aerztin Berline besonders für die Behandlung von Augenleiden ein hohes Ansehen. Zur Anerkennung ihrer Leistungen erhielt sie die Erlaubnis, außerhalb der Jüdenengasse ihre Wohnung zu nehmen. Einer etwas später in Frankfurt Lebenden, von auswärts hereingezogenen jüdischen Aerztin wurde, um sie zum Dortbleiben zu veranlassen, die Zahlung des üblichen Schlafgeldes erlassen. Nach einer Urkunde vom 2. Mai 1419 erlaubte der Bischof Johann II. von Würzburg der „Judenärztin Sarah“ gegen jährliche Zahlung von 10 Gulden die Heilkunst im ganzen Bistum auszuüben. Ihre Praxis war so gewinnbringend, daß sie sich alsbald aus dem Ertrag ein Nittergut kaufen konnte. Auch in dem mittelalterlichen Heilheere Nürnbergs werden als anerkannte Medizinalpersonen „ehrbare Frauen“ oder „assidentes matronae“ aus ehrbarem Geschlecht genannt. Im Jahre 1463 sind 7, 1486 bereits 23 heilkundige ehrbare Frauen in der Nürnberger Stadtgeschichte erwähnt. —

### Musik.

Als unverbesserlicher Idealist träume ich ab und zu einen Traum, heute so utopisch wie nur irgend einer. Ich denke nämlich daran, daß man, nachdem längst Richard Wagners Weise des Schaffens und Wiedergebens als Muster vor uns getreten und die „alte“ Oper in ihrer Unvollkommenheit erkannt worden ist, die besseren Beispiele dieser alten Oper mit einer eben jetzt wieder naheliegenden historischen Gerechtigkeit hervorzuheben und mit Hilfe des musikalisch-dramatischen Könnens der Gegenwart in Musteraufführungen zur Geltung brächte. Wie würden sie da nicht aufleben! wie würde uns da nicht ihre vorarbeitende Bedeutung für die heutige Kunst naheketen!

Zu diesem Traum regte nicht bald eine Gelegenheit so sehr an wie die vorgestrige Aufführung von Verdi's „Trovador“ in der Morwiz-Oper. Welche gewaltige musikalische und dramatische Kraft ist nicht in dieser „italienischen“ Oper in ein kunstwidriges Ganzes und in geschmacknordende, stereotype Formen gepreßt! Eine Mustervorstellung war diese Aufführung keineswegs; eine solche giebt es ja bei Morwiz überhaupt nicht, so viel Schönes dort auch außerhalb derartiger Ansprüche geboten wird. Fragte ich mich, welche Einzelleistung ohne weiteres in eine Musteraufführung hinübergewonnen werden könnte, so war es die von Frieda Pawliczel als Zigennerin Azucena — und ebenso wie die meisten übrigen Darbietungen des Abends schon vom Vorjahre

her bekannt. Wie diese Künstlerin in jedem Augenblick ohne ein Interesse für günstige persönliche Sondererscheinung die Eingliederung ihrer Rolle in das Ganze darzustellen weiß; wie sie — jedem Jünger ihrer Kunst zum Vorbild — fortwährend Herr aller ihrer Bewegungen und Haltungen ist; wie sie in allen Stimmlagen ausgeglichen schön und weich, wenn auch nicht mit dem brillanteren Töneklang anderer, singt und endlich mit fester Atemführung die atemlose Leidenschaft im dramatischen Gesang darzustellen weiß: das wird kaum in einer ihrer Rollen so klar wie in dieser, in der auch das Lecker nicht zu leugnende Künstliche ihres Spiels weniger zu bemerken ist als in andern. Auch der neue Vortrags Otto Gorki brauchte nur noch das theatralische Pathetische seines Spiels durch eine auf jede Augenblickssituation achtende Natürlichkeit überwinden, um in einer erträumten historischen Wahrheit einzuziehen zu können. Ob Marie von Tergow durch weiteres Studium sowohl über das verhältnismäßig Kühle ihres Spiels soweit hinauskommen könnte, daß auch sie die dramatische Gewalt des Atemlosen erfaßte, als auch ihre Stimme so weit vervollkommen könnte, daß diese nicht mehr im Forte unmißklänge, ist wohl, auch abgesehen von ihrer ansehnlichen Indisponibilität an jenem Abend, schwer zu sagen. Ganz und gar nicht in eine Musteraufführung aufzuweichen wäre der berühmte Gast, um dessen willen diese Vorstellung eigentlich dargeboten und von einem gedrängten Publikum so enthusiastisch aufgenommen wurde, daß beim ersten Hervortreten Heinrich Büdels das Klatschen mitten in den Gesang der dadurch höchst ungerecht behandelten M. v. Tergow hineinbrachte. Büdel hat nun einmal in Figur, Haltung, Spiel und Stimme gar nichts Heroisches, zudem muß man sich in das Ordinaire und kindlich Helle, Fläche, Platte seiner Stimme erst hineinören, um nun die ganz einzigen Vorzüge dieses Sängers recht würdigen und genießen zu können. Sie bestehen in einer weit und breit nicht wieder zu findenden technischen Vollendung der Töne und ihrer Verbindung sowie in einer Deutlichkeit, Offenheit, Rundung und Leichtigkeit der Töne, die der Gesangsfreund immer und immer anstaunen und in einem für die allermeisten Partner unglücklichen Vergleich mit andern Stimmleistungen setzen muß; welche Sänger und Sängerrinnen vermögen beispielsweise ein so reines i auch in den höchsten Lagen hervorzubringen!

Die Würdigung dieser außerordentlichen Gesangskunst liegt in einem Augenblick besonders nahe, in welchem ein unscheinbares Ereignis mit Trauer als eine Unglückswendung in der Geschichte der Gesangs- und Gesangsbildungs-Technik verzeichnet werden muß. Seit einigen Jahren war nämlich dem Glend der heutigen Pflege des „Kunstgesanges“ eine dieser Namen tragende Zeitschrift in so energischer und verdienstvoller Weise auf den Leib gerückt, daß wir nur mit großer Betrübnis die Nachricht vernahmen konnten, sie habe jetzt infolge eines schweren körperlichen Leidens ihres Herausgebers, Professors Ludwig Schulte-Strelitz, ihr Erscheinen einstellen müssen. Ist es auch sonst nicht unsere Sache, auf derartige Fachliteratur recensierend einzugehen, und müssen wir jedenfalls unser Interesse daran, die reichen Einzelbelegungen dieses Blattes teils mit lebhafter Billigung und teils mit Kopfschütteln hervorzuheben, zurückhalten: so darf doch diesem dahingegangenen Journal, das jeder Beteteiligte gern und vielleicht auch abwehrlustig zur Hand nahm, ein dankbares Wort des Nachruhs gewidmet werden. Unsere Musikliteratur ist mit wenigen Ausnahmen — auf die wir ab und zu hinweisen wollen — so arm an guten, zumal sachlich tüchtigen Zeitschriften, daß ein solcher Verlust sie gleich noch um ein paar tiefe Stufen tiefer wirft. Es sind der Hände allzu viele, in die man die nun abgeschlossenen Jahrgänge des „Kunstgesanges“ gelegt wissen möchte. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Prüfung der Anilinfarben. In Lehn's „Färberei-Zeitung“ bespricht Dr. Marquardt die einfachsten Verfahren, wie sich der Praktiker schnell über die ihn besonders interessierenden Eigenschaften der Einheitslichkeit und Verdünnung der ihm gelieferten Farbstoffe unterrichten kann. Er kann sich zunächst, wie wir der „Techn. Rundschau“ entnehmen, durch Ausblasen einer Spur des Farbstoffpulvers auf feuchtes Filtrierpapier oder auf in einem weißen Schälchen befindliches destilliertes Wasser meistens leicht davon überzeugen, ob der Farbstoff einheitlich ist oder ein Gemisch darstellt. Die meisten Farbstoffe werden in der Fabrik, zur Erzielung der gleichen Farbenqualität bei verschiedenen Partien derselben Ware, mit einer kleinen Menge eines andern Farbstoffs vermischt; mitunter werden auch Gemische bestimmter Farbstoffe von gleichen Farbe-Eigenschaften von den Fabriken in den Handel gebracht; häufig wird aber diese Mischung von den Händlern selbst zum Nachteil des Konsumenten besorgt, und solche Farbstoffe bestehen dann häufig aus ungleich ziehenden und färbenden Bestandteilen. Wenn die Mischung so gründlich ist, daß eine Trennung auf mechanischem Wege, wie oben beschrieben, nicht möglich ist, hilft oft die verschiedenen rasche Auffassung der Farbstoffbestandteile aus ihrer wässrigen Lösung mittels eines Streifens Filtrierpapiers; es bilden sich Zonen von verschiedenen Nuancen. Zur quantitativen Untersuchung dient die Vergleichung der Färbung des zu untersuchenden Farbstoffs mit einem als Maßstab benutzten Farbstoff von bestimmtem Wert. Die

Farbstoffmengen, welche gleich schwere Wollstoffe mit der gleichen Nuance färben, sind äquivalent. Viele Farbstoffe werden schon von den Fabrikanten mit Dextrin gemengt, so z. B. die Rodamine, die Anilinfarben, das Auramin; dies geschieht aus dem Grunde, weil diesen Farbstoffen ein so starkes Färbevermögen zukommt, daß ein Vorwiegen von nur wenigen Gramm einen enormen Unterschied in der Nuance verursachen würde. Häufig werden jedoch die Farbstoffe von den Händlern mit Dextrin, Kochsalz, Glaubersalz oder Zucker abgeschwächt, und ist daher, wenn man den Farbstoff nicht direkt aus der Fabrik bezieht, eine genaue Prüfung auf diese Beimengungen zu empfehlen. Man erkennt deren Vorhandensein entweder beim Probefärben, oder man kann etwa 1 Gramm des Farbstoffs auf einem gewogenen Filter so lange mit Weingeist waschen, bis letzterer nahezu farblos abläuft, und das Filter mit Mähdand wägen. Ist viel Dextrin vorhanden, so erkennt man dies, indem man etwa 1 Gramm des Farbstoffs in wenig heißem Wasser auflöst und die Lösung kocht, an seinem charakteristischen Geruch. —

**Technisches.**

— Heizung großer Hallen. In der „Zeitschrift für Lüftung und Heizung“ wird über die schwierige Aufgabe, große Hallen zu heizen, gesprochen und dabei eine amerikanische Anlage beschrieben, die sich gut bewähren soll. In mittlerer Länge der 100 Meter langen und 32 Meter breiten Maschinenhalle befinden sich in gegenläufiger Entfernung von etwa 17 Meter mit je einem Ventilator versehene Dampf-Luftheizkammern; von jeder derselben erhebt sich ein weites Rohr von etwa 3 Meter Höhe über den Boden der Halle und mündet hier in je vier schwach abwärts gebogene Rohrstutzen, aus welchen die erwärmte Luft unter 30 Grad, bezw. 27 Grad gegen den Fußboden hin strömt. Die beiden Heizkammern enthalten eine größere Anzahl glatter Dampfheizrohre; sie münden an einer Seite in den Ventilator ein und haben an der gegenüber liegenden Seite eine nasenförmige Zuführung für die Raumluft, welche in geringer Höhe über dem Fußboden in die Zuführung einströmt. Es wird hierbei eine lebhaft umlaufende Bewegung der Luft zwischen dem ganzen Hallenraum und den Heizkörpern, sehr rasche Aufheizung und zufriedenstellende ziemlich gleichmäßige Erwärmung, selbst bei einer Außentemperatur von 40 Grad Celsius (welche Temperatur in Canada gar nicht selten ist) erreicht. In das eine Ende der Maschinenhalle sind Büroräume in zwei Stockwerken übereinander angebaut. Diese empfangen frische Luft, welche durch einen besonderen Ventilator in eine mit ihm zusammenhängende Heizkammer ausgefaßt und nach erfolgter Erwärmung in ein Rohrverteilungssystem gedrückt wird, aus welchem sie unmittelbar in die verschiedenen Räume einströmt. Die Abluft aus diesen Räumen strömt unmittelbar durch Wandöffnungen in die Maschinenhalle über, für welche keine Ventilation vorgesehen ist. —

**Humoristisches.**

— Abkühlung. Herr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie wahnsinnig, mein Herz ist bereits gebrochen für Sie, meine Neigung macht mich blind für alles, ich bin taub gegenüber den Klüßerlingen der Leute.“  
Fräulein: „Sonst sind Sie aber gesund?“  
Rette Ansicht. Patient: „Wie viel berechnen Sie für das Zahnziehen?“  
Dorfbarbier: „Für die Stunde fünfzig Pfennig!“  
— Beim Schopf gefaßt. Arzt: „Was Ihnen not thut, das ist Ruhe, unbedingte Ruhe!“  
Patient (zu seiner Hauswirtin): „Hören Sie, Frau Müller, Ruhe muß ich haben... Kommen Sie mir also nicht jeden Tag mit der Rechnung.“ (Weggend. hum. Bl.)

**Notizen.**

— Die deutsch-österreichische Literatur-Gesellschaft ist dem Verband deutscher Journalisten- und Schriftsteller-Vereine beigetreten. —  
— Strindbergs „Vater“ wurde in Leipzig, wo das Stück durch das Meißner-Ensemble aufgeführt wurde, kühl aufgenommen. —  
— Die Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin hat 500 Mark für das Goethe-Denkmal in Straßburg gespendet. —  
— Der Gesamtumzug der Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik sowie die Eröffnung der neuen Repräsentationsräume in der Hardenbergstraße zu Charlottenburg wird erst zum 1. April 1902 vollzogen werden. —  
— Die Krakauer Kunstschule ist in eine Kunst-Akademie umgewandelt worden, die am 1. Oktober d. J. ihre Wirkksamkeit beginnen wird. —  
— Die Hufeland-Gesellschaft hat folgende beiden Preisaufgaben gestellt: 1. Einfluss des Salzgehaltes der Trinkquellen auf die Blutbeschaffenheit. 2. Beeinflussung des Gefäßtonus und der Blutstromgeschwindigkeit durch thermische und mechanische Reize. Die Preise betragen je 800 M. —